ZEN FORUM WASSER mit Alexander Poraj

Geld und Spiritualität, Teil I:
Haben oder Sein im Westen
Vortrag 21. Okt. 2025

Zusammenfassung Kathrin Stotz

Alexander Poraj führt als Vorbemerkung an, dass seine Erläuterungen manchmal als intellektuell und kühl erlebt würden, und dass nach mehr Herz verlangt würde. Was er sagt, folgt nicht einer rationalen Überlegung, sondern es handelt sich um ein Benennen, ein zur Sprache bringen, wie in der Malerei, wo die Farben Ausdruck sind und nicht Spekulation. Auch der historische Buddha und einige seiner Nachfolger (vor allem im Zen) waren in ihren Aussagen sehr klar. Sie haben das formuliert, was sie eingesehen haben, wobei Benennen niemals Verstehen heisst. Es soll niemand mit intellektuellen Argumenten von irgendetwas überzeugt werden.

Wenn man über Zen spricht, muss einem bewusst sein, dass es steile Vorlagen gibt, und bestimmte Themen bereits sehr klar formuliert worden sind. Daran muss sich jede neue Formulierung messen, da ja die Kerneinsichten nicht grundlegend verändert worden sind.

Das Thema des Vortrags ist «Haben und Sein in der westlichen Kultur», mit Ausblick auf das Zen. Wir sehen auf der Grundlage der vorhergehenden Vorträge nun besser, was Zen mit uns macht. Was wir Wirklichkeit nennen, ist stark davon abhängig, wie wir was sehen und benennen, und davon, was wir glauben. Darauf verweist auch die detaillierte Untersuchung von Emotionen und Gefühlen der Neurowissenschaftlerin Lisa Feldman Barrett[1], welche tradierte Definitionen von Gefühlen in Frage stellt. Auch die Gefühle werden nach ihr konstruiert und sind nichts Festes, das schon vorhanden wäre. Wir sehen nicht das, was ist, sondern das, was wir glauben, was ist. Buddhas Erwachen aus einem Traum kann für die Erwachenden schön oder bedauerlich sein. Aus schönen Illusionen gibt es ebenso ein Erwachen wie aus belastenden.

Im Westen spielt das Wort «Sein» eine grosse Rolle, ohne dass klar ist, was es sein soll. Das Wort ist ein Behelf, mit dem wir das Einzelne zu definieren oder zusammenfassen wollen. Das Abendland hat die Gewohnheit zu fragen, was die Tasse an sich, das Sein an sich, der Mensch an sich sei. Die Suggestion in dieser Frage ist, dass es da drin noch etwas geben müsste, was «an sich» ist – und nicht nur sichtbar, vergänglich, anziehend oder abstossend. Dahinter steht ein starker Wunsch, dass es etwas «an sich» geben sollte. Getrieben vom Wunsch nach etwas Festem, Sicherem, landet man bei Begriffen wie «reines Bewusstsein» oder «reines Sein» oder etwas Göttlichem. Diese Begriffe haben einen Bezug zu unseren Emotionen, sie klären nicht wirklich etwas. Die neue Frage stellt sich dann, was «Bewusstsein an sich» ist. Die begrifflichen Antworten sind nicht wirklich zufriedenstellend.

«Haben oder Sein» ist der Titel des berühmten Büchleins des Sozialpsychologen Erich Fromm, der auch über Zen geschrieben hat (erschienen 1976). Habenwollen bezog er auf das Konsumieren, Sein darauf, in Beziehung zu sein oder lebendig zu sein. Aus Sicht des Zen kommt aber auch der Wechsel vom Haben zum Sein der Sache nicht näher.

Um das Haben tiefer zu verstehen, kann man auf ursprüngliche Wortverwendungen achten, etwa «es gehört mir, es gehört zu meinem Besitz, es ist mein Eigentum». Diese Worte beschreiben keine Gegenständlichkeit. «Es gehört mir» bedeutet wörtlich: es hört auf mich. Wenn etwas besessen wird, ist das Verb sitzen angedeutet: Besitz ist das, auf dem du länger draufsitzt. Dies ist eine Begrifflichkeit, die vermutlich aus der Zeit des Beginns der Sesshaftigkeit beim Übergang aus den Jäger- und Sammlerkulturen stammt. Besitz war ursprünglich die Bezeichnung

[1] Lisa Feldman Barrett, Wie Gefühle entstehen, Eine neue Sicht auf unsere Emotionen, Hamburg 2025

einer Tätigkeit. Wir haben daraus rechtliche Konstruktionen gemacht, mit denen Besitz geschützt wird.

Die aus dem Lateinischen stammenden Wörter «Substantiv und Subjekt» werden von uns benutzt als Bezeichnung von Dingen «an sich». Der lateinische Ursprung der Wörter deutet auf eine Substanz hin, mithin auf etwas Festes. Aus dem, was erscheint, aus Ereignissen und dynamischen Prozessen, haben wir etwas Stillstehendes gemacht. Wir haben das Erscheinen verfestigt und aus ihm etwas Unveränderliches gemacht. So wird etwa jemand, der Brötchen bäckt, zum Bäcker. Im Abendland tendieren wir dazu, aus dem, was erscheint, etwas «an sich» zu machen, das wir uns zuordnen. Das jeweilige Sich-Beziehen der Dinge auf mich ist entscheidend für die Bewertung des Subjekts: Ich bin, was ich habe.

Eine Frage ist, warum die Identifikation mit Besitz so verführerisch ist. Entgegen allen Annahmen gibt es nicht wirklich etwas Fixes. Gäbe es wirklich etwas Feststehendes, bräuchten wir nicht etwas Zusätzliches, das uns definiert – wir wären schon etwas. Wir definieren uns häufig aus dem, was wir glauben gemacht zu haben oder was wir besitzen. Das Ich per se ist völlig flüchtig, nur im Bezug auf etwas anderes bekomme ich einen Hauch von Dauer. Wir sagen: «Ich bin der Bäcker, ich bin der Arzt» anstatt «ich backe, ich verarzte». Die Verführung, aus dem Prozess ein Substantiv zu machen, entstammt vermutlich genau dieser Angst, nicht etwas Festes zu sein, der Angst vor der Substanzlosigkeit.

Auch im Westen gab es Leute, welche diesen Wunsch, etwas sein zu wollen, thematisierten. So etwa der Mystiker Johannes Tauler (1300-1361), der sinngemäss sagte: «Alle wollen etwas sein, aber nichts sein will keiner. Jedoch ist dies genau das, was wir sind». Zwietracht, Neid, Unruhe, sich Positionieren sind Folgen des Etwas-Sein-Wollens. Von Generation zu Generation wird die Angst weitergegeben: «Was willst du werden?», fragen wir Kinder, als wären sie jetzt noch nichts Rechtes. Obwohl viele von uns etwas erreicht haben, ist keine Zufriedenheit festzustellen. Die Dynamik der Wünsche dauert an, da das Gefühl von Festigkeit nicht hält. Dieses In-Besitz-nehmen, ändert nicht wirklich etwas: wir können uns nichts einverleiben.

Im Zen wird das Benennen der Wirklichkeit in Substantiven vermieden, da es ihr nicht entspricht. Z.B. ist Krankheit nicht ein Etwas, das der Arzt dann wegmachen soll. So lange wir uns als pures Ich denken, welches etwas bekommen oder loswerden kann, sind wir aus der Perspektive des Zen zum Leiden verurteilt – denn genau das *ist* Leiden. Das ständige Denken, dass mir als neutrales «Etwas mit Wahlmöglichkeiten» noch etwas fehlt oder ich etwas weghaben müsste, ist Ausdruck des Leidens.

Das Wählenwollen beruht auf tiefliegenden Emotionen, sie sind die Vorlage für Wollen und Nichtwollen. Es ist für uns mühsam und angstbesetzt, auf dem Kissen das Ernähren des psychoemotionalen Konglomerats nicht fortzusetzen. Das System beginnt zu wackeln, woran wir nicht gewöhnt sind. Auch in der Meditation sehnen wir uns nach etwas Ewigem, Gutem und Stabilem. Ein grosser Irrtum innerhalb des Erwachen-Wollens ist das Verlangen nach einem Nirvana, das stabil und (allenfalls im Jenseits) auf Dauer zu erlangen wäre. Der Wunsch entspringt einer wohl unbegründeten Angst vor dem Nicht-Etwas. Wechselnde Zustände sehr wach zu erleben, ist aber nicht wirklich schlimm.

Die westliche Prägung und Erziehung zur Idee der Ich-Festigkeit ist allerdings so bestimmend, dass es mühsam ist, korrektes Zazen zu üben. Das Zazen ist nicht die östliche Erfüllung der westlichen Träume, es stellt unser ganzes Denken in Frage. Die Idee, dass wir vom Haben zum Sein wechseln können durch die Meditation, geht der Sache nicht wirklich auf den Grund. Es gilt, einfach fortlaufend zu erkennen, dass und wie wir konzeptualisieren. Damit leben wir plötzlich in einer ganz anderen Welt.

Der antike Philosoph Sextus Empiricus (2. Jh.) wird vorgestellt, der in seinen Werken gezeigt hat, dass jede Erkenntnis auf Annahmen basiert. Es kann kein gesichertes Wissen geben, jeder vermeintliche Beweis ist kontextuell. Alles, was du als richtig erachtest, kann von jemand anderem widerlegt werden. Sextus Empiricus empfiehlt daher: Wenn zu wichtigen Angelegenheiten

unterschiedliche Meinungen möglich sind, ist die Situation nicht zum Verzweifeln bzw. beliebig. Der Geist möge sich vielmehr in epoché (griech. Zurückhaltung) üben: in der Haltung, sich des Urteilens zu entziehen, wach zu bleiben und weiter zu gucken, wie es sich entwickelt. Die Zurückhaltung im Urteilen bringt den Geist zur Ruhe. Er kommt zur Ruhe, wenn er aufhört zu glauben, er müsse etwas Endgültiges wissen.

Sextus verwendet eine Logik, die im Abendland nicht üblich ist. Logik als Disziplinierung des Denkens zielt auf Freiheit von Widersprüchen. Die abendländische Logik nach Aristoteles kennt das Entweder-Oder (die Tasse ist entweder weiss oder schwarz). Sextus empfiehlt ein sogenanntes Tetralemma, eine logische Konstruktion, die auch Nagarjuna verwendete. Das Tetralemma ist wie folgt aufgebaut: Punkt 1: es ist. Punkt 2: es ist nicht. Punkt 3: sowohl als auch. Punkt 4: weder noch – und das gleichzeitig. Damit wird der Geist ruhig, da er mit dieser Sichtweise der Komplexität der Wirklichkeit gerecht wird. Die üblichen Urteile haben ausgedient. Zum Beispiel ist je nach Sicht das Wetter heute gut oder schlecht oder weder-noch. Du findest da draussen kein Wetter an sich, und auch keinen Menschen an sich.

Wir können angesichts der Ungewissheit der Wirklichkeit diese Lebenshaltung trainieren. Man verneint damit nicht etwas, man entspricht nur der Unsicherheit. Damit kann man leben und weiterleben. Die Haltung ist nicht dem Mangel, sondern der Fülle des Ereignisses geschuldet. Das Ganze ist ein Wunder, in dem wir drin sind – dies nehmen wir an. Das Zazen verhilft bei solchen Fragen zu Genauigkeit und Erkenntnis, und das geht über scheinbare emotionale Stabilität hinaus. Sich das Erreichen einer zukünftigen Stabilität vorzugaukeln, ist nicht redlich. Anspruchsvoll ist diese Haltung vor allem gemessen an unserer Gewohnheit.

Zum Ende weist Alexander darauf hin, dass unsere Epoche nicht so anders und etwa unstabiler ist als frühere Zeiten. Nie war etwas fix, nie konnte oder musste man sich an etwas festhalten. Diese Einsicht und das Üben der entsprechenden Haltung vermögen unsere Beschränkungen zu lockern.